

Ver!

Auf daß der revolutionäre Geist in Allem
und Jedem zum Ausdruck komme

Herausgeber: Karl F. Kocmata

Aus dem Inhalt :

Ein Gruß an Dr. Friedrich Adler / von Dr. Kurt Sonnenfeld

Aufruf aus der Kaverne / von Fritz Karpfen

Was gebührt dem Kriegsinvaliden? / von Richard Bruck

Unsere Aufgaben / von Hans Bujak

Brief an den Ver! / von Hans Reich

Alfred Momberts lyrische Dichtungen / von Dr. Hans Benzmann

Außerdem Beiträge von El-Ha, Alfred Viktor Goebel, Hans Heider,
Elisabeth von Janstein, Hildegard Jone, Hans Jüllig, Karl F. Kocmata,
Karl Reschreither, Alfred Stegmüller, Ottokar Wanecek

Kohlezeichnung von Karl Angerer

Redaktion und Verlag »VER!«: Wien I, Stubenring 14, Atelier

Sprechstunden: An allen Werktagen von 5 bis 7 Uhr

**Hauptauslieferung: Zeitungsbüro Hermann Goldschmidt,
G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 Telephon 4092 und 5385**

Im Verlage des Ver! erschienen:

Geschlechtlichkeit

Paraphrasen zu Otto Weiningers Geschlecht und Charakter
von

Jacques Hannak

Preis K 2.—

Die erste Auflage ist nahezu vergriffen

Der BLaugetupfte SPerling

Politische und unpolitische Grotesken, in denen allerlei Leute, die sich für unentbehrlich halten, eine ebenso unerfreuliche wie klägliche Rolle darzustellen versuchen

Preis: Mk. 3. (Kein Teuerungszuschlag)

Da die Ausfuhr an Privatpersonen mit unangenehmen Schwierigkeiten verknüpft ist, bitten wir, nur in den Buchhandlungen zu verlangen

In Wien stets vorrätig in der

Buchhandlung Rich. Lányi, Kärntnerstraße 44
Ziegelbrenner-Verlag München 23/V

Berliner Romantik

Eine Vierteljahrsschrift :::: Herausgeber Dr. Kurt Bock
Jährlich 3 Mark — Das erste Heft erscheint im Oktober 1918
BOLL u. PICKARDT, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW. 6

Bei OESTERHELD & Co., Berlin W. 15, erschien als Liebhaberausgabe soeben:

KÖNIG TOD

Novellen und Legenden von Dietzschmidt
Mit 8 Originallithographien von Ad. Ed. Herstein

Liebhaberausgabe: M. 10.— brosch., M. 12.50 geb.

Vorzugsausgabe: 25 Expl. in Ganzleder geb., die Lithographien auf Japan M. 75.

An den Namen Dietzschmidt wird sich die Hoffnung jungdeutscher Dichtung knüpfen. Er hat hier das gewaltige Problem Tod, als eine Art Totentanz, in einen Reigen merkwürdiger und legendarischer Ereignisse gestellt und so lebendig gestaltet, daß sie Erlebnis werden

Die Zeichnungen haben bleibenden Kunstwert

Für Liebhaber moderner Kunst unentbehrlich — Durch jede bessere Buchhandlung zu beziehen

MASKEN

Halbmonatsschrift des Düsseldorfer Schauspielhauses

Herausgeber: **Hans Franck**

Erscheinen mit Ausnahme von Juli und August vierzehntägig

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten oder das Sekretariat des Düsseldorfer Schauspielhauses

Einzelnummer 30 Pfennige

Jahresabonnement M. 5.—

Ver!

Auf daß der revolutionäre Geist in Allem und Jedem zum Ausdruck komme

Herausgeber: Karl F. Kocmata

Zuschriften persönlicher Art sind unter Beifügung des Rückportos nur an den Herausgeber des Ver!, Karl F. Kocmata, Wien XIX 2, Manuskriptsendungen an die Redaktion des Ver!, Wien I, Stubenring 14, zu richten Sprechstunden an allen Werktagen von 5-7 Uhr

Ver! kostet mit ganzjähriger Postzusendung in Österreich K 12.-, im Deutschen Reiche Mk 8.-, in der Schweiz Fr. 8.-
Österreichisches Postscheckkonto Nr. 171.849
Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet

Ein Gruß an Friedrich Adler

Von Dr. Kurt Sonnenfeld

Die Revolution ist in vollem Gange. Ein fluchwürdiges, verrottetes System stürzt krachend zusammen und man kann nur inbrünstig hoffen, daß nicht auch Unschuldige unter seinen Trümmern begraben werden mögen. Eine beispiellose Gewaltherrschaft hochgeborener Nullen, die ihre politische und militärische Unfähigkeit durch Brutalität zu verdecken suchten, hat das mißhandelte und getretene Volk aufs äußerste erbittert, und es wäre zwar tieftraurig, aber kein Wunder, wenn jetzt, da der Zwang endlich gebrochen ist, über alle Erwägungen der Vernunft die blinde Rache die Oberhand gewänne. Aber der Terror ist der ärgste Feind einer jeden Revolution. Wenn wir heute beten, daß diese Umwälzung unblutig verlaufen möge, so geschieht dies nicht aus unangebrachtem Mitleid mit jenen verbrecherischen Machthabern, die so viel unschuldiges Blut auf dem Gewissen haben und deren unermeßliche Schuld überhaupt nicht genügend gesühnt werden kann, sondern es geschieht aus Liebe zum Volke, das sich ja durch blinde Gewaltakte ins eigene Fleisch schneiden würde. Die Revolution braucht intellektuelle Führer, deren geistige Überlegenheit das Chaos gestaltend bewältigt, den Leidenschaften der Masse Ziele weist und dem Geiste zum Siege über die Gewalt verhilft. Radikalismus hat mit Verhetzung nichts zu tun. Niemand aber vermöchte bei all seinem unbeugsamen Radikalismus die leidenschaftlich erregten

Massen so gut von sinnlosen Gewalttätigkeiten abzuhalten wie Friedrich Adler.

Er hat in diesen Tagen, in denen die früheren Autoritäten mit wohlverdienten Fußstritten davongejagt werden, die größte Autorität über das Volk, – obwohl er nicht unter ihm weilt. Wo sein Name genannt wird, rauscht die Begeisterung auf und sein Bild erstrahlt in Märtyrerglorie. Sein Name ist heute ein Symbol, eine Fahne, eine Marseillaise.

Die Gunst der Straße bedeutet nicht viel. Sie wird auch Schwindlern und Nullen, Demagogen und Komödianten zuteil. Aber Fritz Adler verdient die Liebe und Verehrung, die mit gefalteten Händen nach ihm ruft.

Ist es nicht ein Widerspruch, daß gerade er, der Stürgkh getötet hat, die Menge von Ausschreitungen und Blutvergießen zurückzuhalten vermöchte? Es ist kein Widerspruch, denn Friedrich Adler, der sich zu einem mit Tolstoi und dem Urchristentum verwandten Sozialismus bekennt, lehnt die Gewalt als politisches Kampfmittel ab. Daß er trotzdem Stürgkh niederschloß, geschah gleichsam in der Notwehr. Denn Stürgkh war ein gemeingefährlicher Volksfeind, der in parlamentsloser Willkürherrschaft alle staatsbürgerlichen Rechte mit Füßen trat und den Massenrichtungen einer feilen und streberischen Militärjustiz mit verschränkten Armen zusah. Gewiß wäre es besser gewesen, wenn Stürgkh nicht erschossen worden wäre, sondern seinen Verfassungsbruch vor dem Staatsgerichtshof zu verantworten gehabt hätte. Aber wo war damals der Staatsgerichtshof!

Als ich die Aufbahrung der Leiche Stürgkhs sah und mich das Mitleid mit dem Toten übermannen wollte, dessen Kopfwunde von geronnenem Blut verklebt war, da brauchte ich nur an die verwesenden Leichen in den Drahtverbauen und an die unschuldig Gehenkten zu denken, – und alles Mitleid war dahin. Stürgkh ist nicht ermordet, sondern gerichtet worden. Trotzdem gäbe Friedrich Adler vielleicht sein Leben darum, wenn er seinem Grundsatz der Gewaltlosigkeit auch damals hätte treu bleiben können.

Nach jenem Schusse, der den Grafen Stürgkh niederstreckte und dessen Widerhall weit hinaus über die Schützengräben dröhnte und wie ein Hilferuf aus einem Kerker klang, hätten die Alldeutschen und die Klerikalen Friedrich Adler am liebsten gerädert, gehenkt und geköpft gesehen.

Als aber ein Lump von Leutnant einen Dragoner erstach und vor Gericht mit einer winzigen Strafe davonkam, die dem Mordbuben in seiner militärischen Laufbahn kaum geschadet haben dürfte, da schwiegen sie fein still. Offiziere, die sich die schauerlichsten Soldatenmißhandlungen hatten zuschulden kommen lassen, waren pflichttreue und energische Vaterlandsverteidiger. Friedrich Adler aber war ein gemeiner Mörder.

Heute hat Friedrich Adler unzählige Freunde, aber vor zwei Jahren stand er allein. Seine Tat war beinahe ein Selbstmord und er hätte sie ja auch fast an Ort und Stelle mit dem Leben gebüßt, da ihn nach dem Schusse Offiziere mit dem Säbel bedrohten. Dann kamen die sechs Monate der Untersuchungshaft, in denen er mit der Vorbereitung für seinen Prozeß und mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war. In einem ergreifenden Briefe teilte er seinen Eltern eine wichtige Entdeckung mit. Um dieses einen Augenblickes willen verlohnte sich ihm das Leben.

Er hätte vielleicht für unzurechnungsfähig erklärt werden können; aber er verschmähte dieses Mittel, da er seine Tat nicht verkleinern und entwerten wollte, und nahm die volle Verantwortung auf sich. Seine Rede vor Gericht stimmt auch heute noch, obwohl wir seither so manches freie Wort sprechen und vernehmen durften, feierlich bis zur Andacht.

»Nicht alle sind tot, die begraben sind; denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder!« Diese Worte der Osterbotschaft waren die letzten Worte, die er vor der Verkündigung des Todesurteils im Gerichtssaale sprach. Er stand vor Richtern, die nach der Verfassung gar nicht berechtigt waren, über seine Tat zu richten. Dann schritt er zwischen Justizsoldaten hochaufgerichtet aus dem Saale. Die Frauen weinten und die Männer ballten die Faust.

Wir jungen Menschen waren damals wie im Fieber. Ich schrieb ein Gedicht, das begann: »Der Glorienschein flammt dir ums Haupt . . .«

Bange Wochen mußten wir um sein Leben zittern, bis er endlich zu einer langen Kerkerstrafe begnadigt wurde. Er, der sein Recht wollte, wurde mit – Gnade abgespeist . . .

Die Götzenbilder, vor denen man in diesem Kriege zitterte und kroch, liegen zerschmettert. Der Cäsarenwahn, der noch vor wenigen Wochen in prahlerischem Gottes-

gnadentum schwelgte, ist besiegt. Hindenburg und Ludendorff, die der geängstigten Menschheit mit gepanzerter Faust drohten, sind heute geschlagene Feldherren. Friedrich Adlers Gestalt aber wächst und wächst.

Heute, da sich die Ideale erfüllen, für die er so viel gelitten hat, können wir nur inbrünstig hoffen, daß die lange Haft seinen Heldengeist nicht zu brechen vermochte. Ich wiederhole es: wir sitzen in einem Schnellzuge, der in jagender Fahrt einem Abgrunde zurast. Nur Friedrich Adler vermag zu bremsen. Das Volk liebt ihn und vertraut ihm. Er vermöchte die Revolution vor dem Terror zu bewahren. Die Menschen, die ihm folgen, bleiben rein von Blut.

Friedrich Adler, du Held des Volkes, in feierlichster Stunde geloben wir dir, daß wir uns deines Opfers nicht unwert erweisen werden. Sei begrüßt! Sei in der Freiheit hochwillkommen!

□ □ □

Abschied / von Alfred Stegmüller

Zitternd halt' ich deinen Brief
In der Hand! — Der Mondenstrahl,
Der ihn leuchtend überlief,
Lacht und stirbt mit einemal.

So auch flieht das Glück von mir,
Da dein Küssen mich genarrt;
»Lebe wohl!«, so schreibst du hier,
Kurz und kindlich, schroff und hart!

Plötzlich schwarze Wolken weinen,
Und ich schlendre langsam heim,
Regen mehrt des Baches Schäumen,
Plätschert stumpf und querfeldein.

Wellen tragen nun mein Trauern
Durch die Herbstesheimat hin,
Und ich merk' mit bangem Schauern,
Daß ich wieder einsam bin!

□ □ □

Aufruf aus der Kaverne

Von Fritz Karpfen (im Felde, Ende Oktober)

Dumpfe Luft schwelt dick durch das Dunkel. Die Kerze brennt trübe. Immer wenn oben irgendwo eine Granate einhaut, ist es wie Schläge mit einem Wollknäuel auf den Kopf. Wir warten . . . , warten auf ein Ende des Feuers, auf schrecklichen Erdesturz, auf stickendes Gas – wir warten. Stumpf, dumpf, gedankenlos. Selbst die Sehnsucht ist gemordet – wir warten. Aus der Finsternis sagt eine Stimme: » . . . mein Weib ist an der Grippe gestorben und ich habe zwei kleine Kinder, ich muß hier hocken – verflucht sei der Krieg . . . «

Eine zweite Stimme: » . . . vier Jahre, vier Jahre, vier Jahre! . . . « Dann wieder Stille.

Auf einmal: » . . . Wilsons vierzehn Punkte sind von Deutschland angenommen. Morgen ist vielleicht schon Waffenruhe – und in der nächsten Minute können wir alle erschlagen sein. «

» . . . und wenn wir es überleben – wozu war der Mord?, wozu faulen Millionen, wozu? warum? . . . «

Wozu? Warum?

Heißer Haß steigt auf in mir. In dieser Stunde schwöre ich: solange ich lebe Rache zu erheischen für das Bruderblut, zu kämpfen bis an das Ende, ohne Rücksicht, ohne Gnade. Anklagen will ich mein Leben lang alle, die den Krieg gemacht. Aufrütteln will ich, hämmern will ich und Rechenschaft fordern. Ihr Brüder im Geiste erlahmet nicht! Vergeßt nicht im Stundengeleise an diese Zeit! Vergeßt nicht und verzeihet nicht!

Und Ihr Weggenossen, Schriftsteller, Dichter, an Euch liegt es, in Euere Hand ist das Gewissen der Menschheit gegeben. O! sie alle, die am amerikanischen Schreibtische von feigen Feinden, vom schönen Heldentod, den Reim mit dreifachem Hurra, gesungen haben, die für Zeilenhonorar per Zeile zwanzig Liter Blut vergossen – o! sie alle werden die ersten Friedenslieder singen, sie alle werden in lieblichen Frühlingsstimmen den Völkerbund begrüßen. Schon wird ihr Haßgesang friedlich und eines Tages wird vielleicht der Herr Ernst Lissauer einen Brautgesang mit England schreiben.

Die Menge vergißt leicht und gerne.

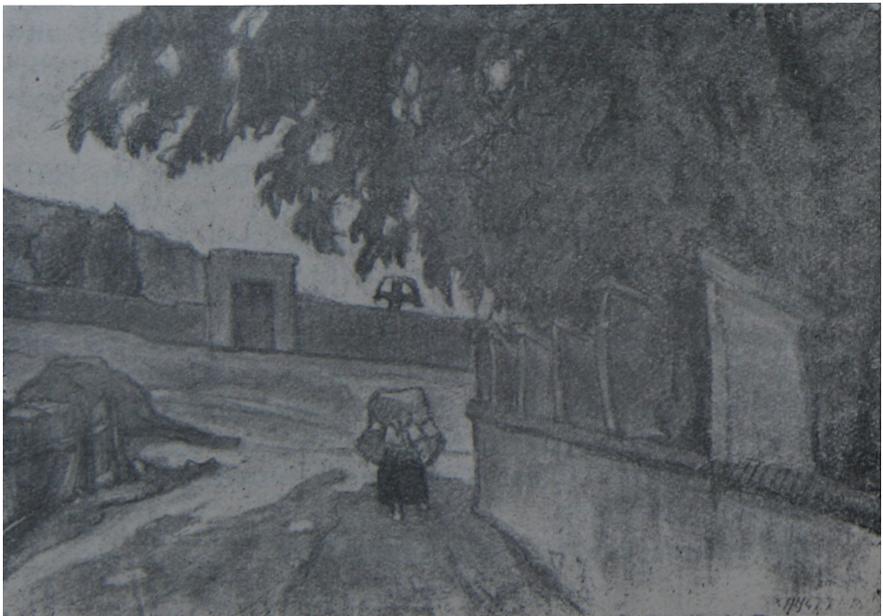
Schreit es hinaus, trompetet es mit Posaunen: »Diese Leute waren euere Mörder, waren die Gedanken und die Peitschen, die euch lenkten, diesen Leuten habt ihr euere ‚Heldengräber‘ zu verdanken. Haltet Gericht mit ihnen!«

Legt alle Kriegsbücher, alle Geschäftserzeugnisse des Völkerhasses auf einen Scheiterhaufen und auf die Höhe – die Götzenbilder dieser Schurken. Leuchten soll dieses Feuer bis in das fernste Dorf, den Enkelkindern noch soll der maßlose Ekel vor diesen Massenmördern im Augenbilde stehen. Legt Rotbücher an, Blutbücher sollen sie heißen, wo alphabetisch geordnet diese Schmierfinken des Todes verzeichnet sind. Mit Lichtbild und Personbeschreibung – ein literarisches **Verbrecheralbum**. Stellt fest, wie viele dieser Menschen im Kampfe gestanden sind, und stellt die wenigen fest, die mitten im Grauen waren und Haßgesänge dichteten. Nicht drei wird man finden, die (Zeilen, Lieder, die im ersten Rausch entstanden, ausgenommen) in diesem Sinne schrieben.

Ich bin in diesem furchtbaren Elend des Krieges in allen Himmelsrichtungen gewesen – jahrelang. Ich fand keinen dieser »Künstler«.

Die Feder kann schärfer und grausamer sein wie das Schwert.

Seid darin Helden!



Alfred Momberts lyrische Dichtungen

Von Dr. Hans Benzmann

Schlafend trägt man mich
in mein Heimatland.
Ferne komm' ich her,
über Gipfel, über Schlünde,
über ein dunkles Meer
in mein Heimatland.

Wer singt dies? Klingt es nicht wie eine uralte Weise, wie die vom Weltwanderer? Das singt der »Glühende«, der viel verlästerte Dichter Alfred Mombert, als er in das Land seiner Sehnsucht, in die Welt seiner kosmischen Träume getragen wird, — aus dem Lande der Menschen, der Larven und Gespenster, aus dem Lande der Fremden und Feindlichen, aus dem Elende . . . Bis zum Wahnsinn trieb ihn dieser Druck und Drang. Fiebergesichte sah er nur, als befände er sich ewig in einer kleinen dunklen engen Stadt. Und er will nun ganz sich allein und seinen Gott-Planetenträumen leben, seiner Phantasie. Schlafkrankheit hat er jenen vorbereitenden Zustand -- der ersten Gedichte »Tag und Nacht« und noch »Des Glühenden« — genannt.

Doch fühl' ich jetzt: das ist nur Überflor!
Selig, selig, du mein urtiefes Herz!
Am Mutterstrom des Lebens in seliger Ruh,
blutend rauschst du Grundmelodien empor --
Selig, selig in deiner Tiefe du!

Und zwischen den elementaren Gefühlen orgiastischer Schöpferfreude und tiefster abgründiger Melancholie — denn Gott selbst hat die Herrschaft über das von ihm Geschaffene verloren — hin und her schwankend, erschafft er sich seinen Kosmos aus dem Chaos, erlebt er, der Mensch, das große Geschehen der Welt Dinge um sich her.

Ich, der Schlafkranke,
griff dich in der Mondhelle,
dröhnender Logos-Gedanke!

Kosmische Phantasien! so könnte man alle Dichtungen Momberts kennzeichnen: kosmische Träume und Lebensstimmungen, Visionen und Symphonien, beherrscht immer wieder von dem schöpferischen Einsamkeits- und Allgefühl des einen Menschen. Auch alle sonstigen Lebensstimmungen, wie das Gefühl der Liebe und seine Darstellung, ordnen sich diesem universellen Erleben, diesen mythischen Maßstäben stilgerecht unter. Die ganze Fülle der Gedichte und Gesichte der drei hauptsächlichsten Gedichtbücher Alfred Momberts »Die Schöpfung«, »Der Denker« und »Die

Blüte des Chaos« – ebenso wie die früheren Sammlungen »Tag und Nacht« und »Der Glühende« im Verlage von J. O. C. Bruns, Minden i. Westf. – und die Sammlung ausgewählter Gedichte »Der himmlische Zecher« (Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin) läßt sich hier, wo es sich nur um eine knappe zusammenfassende Skizze handeln und auf einzelnes nicht hingewiesen werden kann, von jenem Gesichtspunkte aus charakterisieren. Das Reinbildhafte, das der Phantasie und dem Traum unmittelbar nachgestaltete wiegt vor. Vom inneren Schauen, vom willkürlichen Erleben, von einem elementaren Kausalnexus geht der Dichter aus. Und, wie mir scheint, werden nur gelegentlich diese ungeheuren Bilder und Visionen zu sinnvollen Mythen und Symbolen. Ich nehme in diesem Sinne keine Entwicklung, sondern nur eine sich steigernde Intensität des Dämonisch-Bildhaften, des Traum-Erlebnisses wahr. Hiermit trifft auch der vollkommene Subjektivismus zusammen, der keine Konzession an etwas Objektiv-Ideenhaftes und an einen Logos, d. h. an eine Architektonik des Kosmos, an eine allgemein einleuchtende Harmonie der Welt, kurz an eine sogenannte Weltanschauung macht. Es ist alles nur Weltgefühl, Weltgestaltung, Welterleben, Welt-schauen, Spiel einer orphisch angelegten und auf die Wucht von Urworten und Urbildern eingestellten Phantasie. Es ist alles nur eine Flucht von Bildern, in die sich dann und wann auch Bekenntnisse, seelische Erlebnisse, kleinere menschliche Empfindungen hineinranken. Eine Flucht von großartig plastisch hingeworfenen Bildern... Daher das Fehlen einer inneren Entwicklung, daher der auffallende Mangel an wirklich originellen Gedanken, an herzbewegenden Empfindungen. Daher die subjektive Willkür in dem Sichausleben im Bildhaften, das Ungefüge, Unzusammenhängende, Verworrene, Unverständliche. Daher auch das Monotone und Unfruchtbare. Daher die Begrenztheit in dem scheinbar Grenzenlosen dieses Schaffens. Daher in letzter Linie die geringe Suggestivität dieser gewiß hervorragenden geistigen und schöpferischen Persönlichkeit an sich, die dennoch nicht das Geheimnis der dichterischen Form, des künstlerischen Logos, also des wirklich schöpferischen und ordnenden Geistes der Kunst erkannt zu haben scheint oder dies Erkennen nicht wahr haben will, dies Erkennen in ihrem künstlerischen Willen nicht, sondern nur zufällig in einzelnen wundervollen von Gefühl und Sinn durchsetzten Versen, wie in den oben

zitierten, dokumentiert. Eine Flucht von Bildern: das ist der Gesamteindruck. Dazwischen orphische Hymnen, Balladenklänge von einer Wucht und Plastik ohnegleichen – insbesondere in dem Buche »Die Schöpfung« und in den Bildern von den Denkerkategorien, auch in den Meerese Gesichten und Schiffersymphonien des Buches »Blüte des Chaos«, dazwischen immer wieder tiefsinnige Mythen und Allegorien und psychische Labyrinth von betäubend feinen Reizen. Aus der Fülle solcher köstlichen dichterischen Offenbarungen – ja, welches soll ich wählen, da eines immer merkwürdiger und stimmungstiefer die reiche Seele dieses Dichters spiegelt, als das andere – greife ich als Stilbeispiel eines heraus.

Als ich erwachte, atmete das Meer
und blickte in den Mond. Bei mir im Boot
saß hoch ein Schatten. Einen silbernen Helm
auf dem Haupt.

Ich griff nach ihm, ich griff
in leere Luft. Und meine Hand erschien
im Wasser nachgespiegelt, ganz in Silber.
Ich sprach: Du bist so kalt und klar,
es fließt dein Blut in Silberadern,
es schießt dein Blut in Silberadern.
es schießt die Möwe frei durch deinen Leib,
du wohnst auf glattem Spiegel hier im Mondlicht.
Du willst und hoffest nicht. Du rührst dich nicht.

Er sprach: Du bist so grausig göttlich,
voll ringender Geburten, und ist dein Antlitz
zermalmt und ausgebrannt von Gier und Wahnsinn,
du wohnst in Abendlandschaft, überschüttet
von wüstem Traum-Gestein und großen Spinnen.
Du träumst und stürmst. Du lebst.

Und danach lehnte sich der Schatten zärtlich
an meine Brust. Ich fühlte kühl am Haupt
den Silberhelm.

Momberts Kunst gewährt Einblicke in eine ganz persönliche, sich in steter Gärung befindende Weltgestaltung. Sie ist das fortwährende Werden einer Weltanschauung. Diese gipfelt, wie mir scheint, in der Überwindung des Todes und des Lebens durch die schöpferische Phantasie und Intelligenz nicht nur des Dichters, sondern schon des Menschen an sich und ganz besonders allerdings des genialen Menschen. Sie gipfelt in der Illusion, daß nur der Mensch kraft seines bewußten Denkens und unbewußten mystischen Fühlens, kraft seiner alle Reiche der Vergangenheit und des Lebens, Zeit und Ewigkeit durchfliegenden, das tote starre Sein eigentlich erst belebenden Phantasie, Schöpfer und

Erhalter ist und in dieser Eigenschaft als ein ewig rastlos Gestaltender das Leben und den Tod überwindet, sich als ein Ewiger und noch mehr: Sich selbst erst empfindet. Erst dieses Leben schöpferischer Vorstellungen individuellster Art ist das Leben, ist das Heimatland des »Glühenden«, ist »Die Schöpfung« und »Blüte des Chaos«, erst diese vollkommene und immer noch vollkommener werdende Selbsterkenntnis, dieses tiefste Sichselbstempfinden.

Es lebt aber eine eigentümlich bannende Stimmung in diesen ungeformten Vorstellungen, der ein poetisch und eigenfühlender Mensch sich kaum entziehen kann, eine Zwielichtstimmung, die wir alle oft durchleben, wenn Unbewußtes in uns bewußt wird, wenn Einfälle und Eindrücke sich in uns zu Empfindungen, Vorstellungen, Träumen, Ideen, plötzlich oder langsam verdichten, wenn nur das vegetative, noch kaum vom Willen gezügelte Triebleben der Seele sich regt und aus geheimnisvollen schöpferischen Gründen Bilder, Gestalten, Visionen magnetisch, willenlos emporzieht. . . . Wer in dieses schöpferische Chaos hinabzutauchen vermag, dem wird Momberts Poesie Offenbarungen gewähren. Nur von diesem Standpunkte aus wird man den Dichter verstehen und würdigen können, nur insofern bringt er Neues, Fruchtbares, stellt er Empfindungen dar, die bisher noch nicht dargestellt worden sind.

Einem derart elementaren und individuellen Empfinden entspricht naturgemäß ein seiner Struktur nach willkürlicher, seiner inneren Geschlossenheit nach aber vollkommen einheitlicher Stil. Man könnte ihn objektiv einen werdenden Stil nennen. Wo die Vorstellungen selbst noch reinvisionär auftauchende und schwindende sind, da kann in diesem Sinne auch die Form keine vollkommene sein. Aber dieser Standpunkt ist doch abzulehnen, da das große Ziel der Kunst: unmittelbare Wiedergabe des Eindrucks und der Vorstellung hier erreicht ist, der Ausdruck also vollkommen dem Sinne entspricht, dem, was dargestellt werden soll, dem Erleben der Phantasie. Daß diese Phantasie sich nicht in Brennpunkten zu sammeln vermag oder sich nicht sammeln will, das nimmt ihr freilich jene Suggestivität im höchsten, im objektiven Sinne, die ich oben andeutend das Geheimnis der dichterischen Form nannte. Das Fragmentarische und Torsoartige läßt eine letzte Weihe nicht zu. Und die eigentliche Größe und Lebenskraft, der Gleichniswert der höchsten Kunst, der Kunst Goethes, ist hier nicht erreicht.

Demokrit und wir / von Hans Jüllig

Nur mit Kopfschütteln liest der »engere Mitteleuropäer« Demokrits Worte: »Dem Weisen steht jedes Land offen, denn die Heimat einer edlen Seele ist die ganze Welt.« Schon vor dem Kriege, der unseren »mitteleuropäischen Globus« so sehr verengt hat, stand die Welt leider nur mehr dem offen, der sich eine Fahrkarte lösen und ein Hotel bezahlen konnte. Ob das immer gerade edle Seelen waren? — — Aber darin, daß dem nicht so ist, liegt das Geheimnis, warum dem Mitteleuropäer die Welt heute so gar nicht offen steht. Die einstigen mitteleuropäischen Besitzer von Fahrkarten und Hotelbetten fühlten sich nämlich in der Welt, die ihnen damals offen stand, törichterweise nicht so daheim, wie es dem Weisen Demokrits angestanden hätte. Die schönen fremden Länder, die ihren stumpfen Sinnen nichts gaben, gedachten sie ihren wüsten Machttrieben zu unterjochen. So kam es, daß diese Länder sich vor ihnen schlossen und daß niemand mehr von uns sich in ihnen daheim fühlen kann, niemand mehr weise und edel ist und niemandem mehr die Welt offen steht.



Striche und Punkte / von El Ha

Einzelhaft

Als der Gefängnisdirektor in die dunkle Zelle kam, regte sich im Winkel. Der Diener hob die Laterne. Ein Kettenhund in beinahe menschlicher Gestalt duckte sich zu Boden und fletschte die Zähne bei dem plötzlichen peinigenden Lichtstrahl.

Der Nachtwind

Er kommt zum offenen Fenster herein, er winkt mit dem weißen Vorhang und winkt und winkt.

Der Park

Die Bäume stehn in braunen und goldenen Lachen tropfenweis vergossener Blätter.

Allgegenwart knistert und funkt. Fäulnis duftet lieblichstark und lockt wie Gift. Das Weltall wirbt um dich! Die blaue Weite dringt auf dich ein.



An den »Ver!« / von Hans Reich

Vorbemerkung aus einem Artikel im Arno Holz-Heft des Ver!, August 1918: »Ver! ist eine Tribüne, die gebraucht, aber nicht mißbraucht werden soll. Unter dieser Devise gibt der Ver! auch diesem von der Tendenz aller anderen Aufsätze über Arno Holz abweichenden Artikel Raum.« – Würden alle Zeitschriften dieses Programm voransetzen, und nicht nur dies, sondern auch wirklich zur Tat machen, müßte es um das Geistesleben der Zeit – so weit es sich um äußere Wirkung und Erkenntnis handelt – besser werden, denn wenn die Zeitschriften intensiv auf ihrer Aufgabe beharren, Schriften ihrer Zeit zu sein, ihr Ausdruck und zugleich ihr Belehren, indem sie für möglichst viele die Brücke zur Öffentlichkeit werden und nicht als Selbstzweck nur die Stimme und Meinung einzelner und immer derselben geben, können sie vielleicht dem Parasit am Geistesleben unserer Zeit das Ende bereiten: dem Journalismus. Man muß leider »vielleicht« sagen, denn beim Journalismus kann man nie wissen, von welcher Seitentür und aus welchem Loch er wieder hervorkommt. –

Das Wesen der Zeitschrift wird immer zu wenig geschätzt werden, so lange man der Zeitung zu viel Beachtung schenkt. Die Zeitung soll lediglich mit den täglichen Dingen zu tun haben. Amtliche Nachrichten, öffentliche Neuigkeiten und Tagesberichte; ferner diene sie dazu, alles anzukündigen, und nur anzukündigen, was man hören, sehen und lesen kann. Dieser Ankündigungsteil sollte umfangreich sein und nicht nur für die großen Theater, Konzertsäle usw. bestimmt sein, sondern auch für die Vorträge aller Arten und Richtungen, welche täglich zu hören Gelegenheit wäre. Was aber unterbleiben müßte, das wären die wissenschaftlichen Abhandlungen und vor allem die Kunstkritik. Die Technik hat es in dieser Hinsicht besser. Bei technischen Erfindungen wird das Für und Wider lediglich in den Fachzeitschriften erörtert und es kommen in den Zeitungen eventuell nur Auszüge für die breite Öffentlichkeit. Auch die Wissenschaft kommt in den Zeitungen mehr oder weniger nur durch Berichte beglaubigter Männer zum Worte, wenn auch, besonders die zeitweiligen philosophisch-psychologischen Aufsätze zu sehr nach Gelegenheitshascherei aussehen. Vollständig preisgegeben aber ist

die Kunst: Theater, Musik und Literatur. Es ist oft die Ankündigung des Konzertunternehmers oder Verlegers, von dem Berichte des Kritikers über einen Konzertabend, bzw. über das eben durchgeflogene Buch nicht zu unterscheiden. Es ist ein Unheil für die Kunst, wenn das Kunstleben von Leuten geregelt wird, die täglich handwerksmäßig Urteile abgeben müssen; die Meinungen des Publikums trüben, und so nur zum Schaden der Künstler, der Direktoren und des Publikums dienen. Kunstkritiken in Tageszeitungen, die im Solde von Börsenmännern und Politikern stehen, sind ein groteskes Unding. Das Publikum ist schon allzu sehr daran gewöhnt, beim Frühstück in Bequemlichkeit aus der Zeitung allgemeine Kunsteindrücke zu beziehen und an so sachlich gebrachten Fachausdrücken wie an Bonbons zu schlemmen. Zwischen Politik, Feuilleton, Tagesbericht, Börse, Gerichtssaal und Annoncen vertragen sich die Kollegen von der Kunst und die vom Sport recht gut; sie tauschen manchmal ihre belletristische Ausdrucksweise. — Man könnte unbekannte Stücke und Kunstdarbietungen getrost dem Urteil des Publikums überlassen; vorher allerdings müßte man sich auf das Urteil des Direktors oder Veranstalters verlassen können. Was aus irgendeinem Grunde Wirkung ausübt, wird ohne »nachsichtige« Zeitungskritik weit besser wirken und sich unter dem Publikum von selbst verbreiten; es würde nicht mehr vorkommen, daß Werke bei der zweiten Aufführung vor leerem Hause gespielt werden müssen. Ließe man das Publikum allein für das Bekanntwerden von Autoren und Künstlern sorgen, wäre zweierlei erreicht: dem Publikum wäre die bequeme Art des Kunstgenießens auf Grund angetäuschter Urteile unmöglich; ein wirklich vorhandenes Bedürfnis nach Kunst würde das Interesse für sie, durch das Bemühen nach ihr schließlich auch das Wissen erhöhen; zweitens müßten die Direktoren und ausübenden Künstler selbst mehr auf ihrer Hut sein. Nach einiger Zeit könnten sich die Fachzeitschriften mit dem Werke, mit der Aufführung befassen, sich gründlich und sicher, bewaffnet mit allen Kenntnissen der Entwicklung mit dem Neuen auseinandersetzen. Das Publikum — will es sich näher informieren — muß zur Fachzeitschrift greifen, ein Schritt, der, wenn öfters getan, aus der früheren leichten Bequemlichkeit herausreißt, und damit die Qualität des Kunstverlangens und in Gegenwirkung die Kunstdarbietung

bilden und erhöhen muß; das öffentliche Geistesleben erscheint durch reifere Kenntnis im guten Sinne beeinflusst.

Eine Zeitschrift ist der geeignetste Vorhof für den allgemeinen Tummelplatz der Öffentlichkeit; durch Skizzen, Auszüge aus den Werken kann dort für den Schaffenden der Bewerb beginnen; beide werden aufeinander vorbereitet: der Schaffende und die Öffentlichkeit. — Mit dem Rechte des Schaffenden, sein Werk den Ohren und Augen seiner Mitmenschen zu übergeben, ersteht als gleichberechtigt das Recht des Kritikers: die Polemik. Im ehrlichen Wettkampfe würden die Unberechtigten, Unehrliehen bald von selbst zurückbleiben. In der Zeitung, die nur allgemeines zu bringen hat, wäre es ein anmaßendes und schamloses Feilbieten, eine Preisgabe vor der Alltäglichkeit; oder andererseits, wie es jetzt ist, ästhetische Effekthascherei, Stimmungsmacherei und Beeinflussung, wobei die Kunst veroberflächlicht wird, entblößt, zergliedert, beschmutzt, kurzum herabgezerrt. —

Zeitschriften sollen die öffentliche Aussprache fördern. Wo Klarheit, vor allem der Wille zur Klarheit herrscht, kann kein Unfriede aufkommen. (Politikern und Diplomaten wäre dies auch besonders ans Herz zu legen.) Wer etwas zu sagen hat, soll es wirklich seinen Mitmenschen vermitteln können; eigen-schöpferisches, wie reflektiv-polemische. Wie die freie geschäftliche Konkurrenz selbst-tätig Preise und Qualität bestimmt, so würde durch Aufnahme möglichst vieler in Zeitschriften keineswegs eine Überproduktion eintreten, sondern es würden sich die Werte selbst rangieren. Darum sollen Zeitschriften Tribünen sein. —

□ □ □

Paula Caroba / von Karl F. Kocmata

Das Lächeln ist so süß auf Deinem Munde,
und wenn Du auch an hundert nichtige Dinge denkst;
Du bist ja doch mein Gott, Dir dank ich manche Stunde,
in der Du mir, dem Dichter, froh Dein Lachen schenkst!

□ □ □

Es zog ein Flüstern . . . / von Ottokar Wanecek

Es zog ein Flüstern klingend Tal entlang.
 Du gingst mit mir auf schlummerdunklen Wegen.
 Wir trugen still der Liebe ersten Segen,
 der uns in heil'ger Scheu zu schweigen zwang.

Nur deiner Güte spendeten die Hände.
 Urplötzlich drang die Sehnsucht in mich ein,
 ich wollte so unsagbar elend sein,
 zu fühlen, was dein Glück an mich verschwende

□ □ □

Lyrík / von Elisabeth v. Janstein

So süß wie das Unausgesprochene, Geahnte, der Glanz auf den Falterflügeln dieser Kunst selbst, ist auch das Wort, das sie benennt: Lyrík . . . Braungoldener Tontropfen einer schluchzenden Flöte, die in den Abend klingt.

Und unbegreiflich und unaussprechlich wie der Schmelz eines Blütenblattes ist ihr Zauber, dem sich keine mitschwingende Seele verschließen kann.

Kein gigantischer Bau eines kühnen Geistes, der niegeahnte Linien in unbegrenzte Himmel reißt, kein Hinschmettern von lastenden Worten, die sich erratischen Blöcken gleich türmen, kann so zur Bewunderung und Erschütterung hinreißen, wie ein paar arme Zeilen, in denen Musik und Seele ist. Musik, Seele und die unerbittliche Notwendigkeit des Sagenmüssens.

O du Stunde, da eine Seele aufbricht in Ergriffenheit und Worte hat, die voll Gott sind!

Nicht das Hinstürmen junger Menschen, die Worte finden, wie es Kiesel am Strand gibt. Zahllos und ohne Wahl. Denen es um die Worte zu tun ist, die sie mit purpurnen Mänteln behängen und mit Schwertern umgürten, die sie aus Ländern holen, die ihre Seele nicht kennt.

Nicht die Empfindungsseligkeit erster Liebe, die Verse schreiben muß, weil es zur Liebe gehört, ob es nun gute oder schlechte Verse sind.

Nein, jenes Letzte, Köstliche, Unsagbare, das im Blute brennt und in der Seele wohnt, alle Tage und in der Uferlosigkeit aller Nächte, das immer da ist, sich sammelt, verdichtet und auf einmal ungeheuer aus der Stunde bricht.

Das stolz ist vor Ergriffenheit und doch demütig, so daß es keine großen, tönenden Worte nimmt, die sonst nicht der Rede gehören, sondern arme Alltäglichkeit, heiligt und in die leuchtende Stunde hebt.

Suchende Stirnen über die Frucht dieser Stunden geneigt, — Hände, die raube Seiten streicheln, Seelen, die ganz still sind vor Ergriffenheit über fremdes Gefühl und nur atmen
 o, Lyrík . . .

□ □ □

Unsere Aufgaben von Hans Bujak

Die Umwälzung der Staaten ist vollzogen. Wenn auch die äußeren Grenzen noch nicht gesteckt sind, – die Völker, die jahrzehnte- und jahrhundertlang miteinander zu leben gezwungen waren – streben auseinander, um durch ihre Autonomie zu höherer Freiheit zu gelangen. – Neue Staatsformen sind im Entstehen.

Und heute bestimmt nicht mehr der Einzelne das Leben im Staate, sondern der Staat, die Organisation, wirkt bestimmend auf das Tun und Lassen des Individuums, er bestimmt nicht nur sein äußeres, sondern auch sein inneres Leben.

Die Kunst ist ein Teil des Lebens, wenigstens des Lebens im Staate.

Alle Revolutionen wurden von der Kunst zuerst gefühlt. Sobald sie einmal nach neuen Formen, nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten ringt, ist es ein Beweis, daß das Aneinanderleben der Menschen des Staatenverbandes auch eine neue Form verlangt.

Kunst war nie Selbstzweck.

Die Kunst aller Zeiten war, wenn nicht direkt, so indirekt, Gesellschaftskritik.

Jede Gesellschaftsordnung hat eine nur ihr eigentümliche Kunstform, die mit ihr lebt und fällt. Aber noch bevor sie gefallen ist, lebt die neue Kunstform, die ihrer Natur nach im offenen Widerspruch zur alten Gesellschaftsordnung und ihrer Kunst steht, in ihren Anfängen auf – viel verspottet und viel geschmäht. Diese neue Kunstform ist im Anfang nur von den Ideen der kommenden Gesellschaftsordnung gelenkt.

Solange diese Ideen nicht politische Wirklichkeiten geworden sind, übt diese Kunst schärfste Kritik am Alten, – – aber in ihrer Sehnsucht nach dem Neuen läßt sie dieses als das Schönste und Beste erscheinen. Sobald die Ideen aber Tat werden, wird diese Kunstform die herrschende, um sich sofort in Gesellschaftskritik umzuwandeln, denn – Kunst will Vollkommenheit.

Wir stehen mitten drinnen im Vergehen und Neuworden der Gesellschaft. Kritik des sinkenden Alten, – damit es völlig zusammenbricht – und Ausmalen des werdenden Neuen – damit die Furcht vor ihm schwinde – sind unsere Aufgaben.

Deshalb müssen wir uns aber nicht in uferlose Phantasien verlieren. Erzählen wir vom Tag, wie er sich jetzt abwickelt, und wir üben Kritik; lassen wir in dieses Erzählen Tropfen unseres Ich – unseres künstlerischen Ich einfließen, – und wir malen die Zukunft in den schönsten Farben.

Die neue Ordnung, die wir jetzt entstehen sehen, hat bereits ihre Kunst: Lyrik, Epik, Musik, Malerei, Bildhauerei sind neu, ganz neu. Sie deuten auf ein Beieinanderleben der Menschen, das weniger auf unantastbare Dogmen und heilige Gottessprüche gestützt ist, auf eine Gesellschaftsordnung, die den Menschen, das Individuum als Grundlage seines Bestehens nimmt.

Erleben wir, d. h. erlebt unsere Schaffenskraft noch die Wirklichkeit der neuen Ordnung, so werden wir auch noch zu ihrer Kritik kommen, denn kein Vernunftgebilde erreicht den Grad der Vollkommenheit, wie er der Kunst vorschwebt.

Daß die Kunst Selbstzweck sei, dieser Satz muß weg. Sie hat eine Aufgabe und gemäß dieser Aufgabe hat sie sich schon – auch heute noch geschmäh – ihre neue Form gesucht. In und mit dieser wollen wir schaffen, der Ruhm gehört der Welt, unser ist die Befriedigung des eigenen Ich und das neue Leben, das aus den Trümmern der geborstenen alten Gesetzestafeln, nicht in den Himmel, sondern in die Welt hineinwächst.



Elend / von Hans Heider

Auf hochgezogener, spitzer Achsel liegt
Ihr brauner Kopf mit wirrem, staubigem Haare,
Die Hände flachgefaltet ruhn geschmiegt
Zwischen dem bläulich dünnen Schenkelpaare.

Ein unbestimmter Fleck von Sonnenlust,
Aus zweiter Hand, von einer Fensterscheibe
Im engen Hof, schwebt auf der linken Brust,
Die klein und lang hängt an dem magern Leibe.

Und eine um die andre Träne rinnt
Und gärt und trocknet im Spitalgeruch
Der engen, finstern Armeleutestube.

So sitzt sie in der alten Sophagrube
Und aus dem dünnen Lebensfaden spinnt
Die ärmste Armut einen armen Fluch.



Abgrundseele / von Hildegard Jone

Die Seele, in welcher die letzten Dinge brauen und selbstverständlich und alltagsvertraut herausfallen wie der Ball aus der Kinderhand, wer sehnte sich nicht nach ihr? Nach dieser purpurnen Wilden, die den letzten Sinn trüge, nach dieser Herzweichen, in der alles zur Ruhe käme und die noch zu dem Bösesten wüßte, »komm, du bist darum!«

- Völker an der Natur streben zu dieser Abgrundseele, welche sie Gott nennen, durch der Priesterinnen Schoß. - Wie viele wollten nicht die Schranke, welche sie von ihr trennt, durchstoßen! durch Weibes Schoß!? Ertrinkender im Weibe - Don Juan hattest sie nie aus purpurnen Mitten getaucht, deren du eine Perlenschnur besaßest! Mörder, willst sie mit deinem Messer aus dem Blute reißen . . . Tauchest doch nicht tief genug. Im Purpur suchet ihr beide. Ist Don Juan bis an Herzen gesunken, rührt deines Messers Spitze die heilige Stelle, wo das Leben sich löst. - Aber hattest du es dir je in die Hände, an die Lippen gerissen - das Unnennbare, zum Haben im Tage, für die Lust des Erkennens? Du mußt es im Purpur lassen. - Narren der Sehnsucht ihr beide! - Und ich? - Abgrundseele! Bruderseele, inbrünstig ersehnte! Ich will sie mir Seinbeschwören in Bruchstücken! - Ich werde reisen um sie mit meiner glühenden Lebensfreude und meiner rasenden Sehnsucht. Alle Zeiten und Weiten reiße ich an mich! Ich bin in Indien. Dieses Wort ist wie der Sternenhimmel, oder wie Europa, denn es ist Kranz unsäglicher Seins- und Buntheitmöglichkeiten. Aber es ist Süden-Sonnenwiege. Weit ist mein Indien! (Wie weit ist die Kunst!) Auch Johannes v. Jenses Indien ist und seines Indiens Sonne hat sieben neue Farben, ein neues Land, wie ein Land durch einen König anders werden kann oder durch einen Dichter, der das Land färbt für alle Zeit, indem er naturhaft den Purpur von Königen dieses Landes färben sieht, fühlt, schafft. - Da bin ich mitten in Shakespeareland. Delphine - Delphine nach Homergriechenland!! Es gibt um so viel Erdteile mehr als fünf, als es Dichter gibt. Neue Zeitrechnung »Michelangelo« - mit ihm begonnen und beschlossen. Straffen, rund überschaulichen Ball, frohen kleinen Stern spielte mir Otto Flake »Berlin an«. - Er macht das Mannigfaltige fröhlich. - Schauer, - der die Dinge wund und beweglich saugt mit seinen Augen. Hauptmannsland!

Nabe ist es von ihm nach Kindheit und nach Christus und nach Morgen und Meer! – Wie viel – wie viel – wie viel – kein Ende der Reise! – Und durch das Kleinste kommt man in Weiten, – Weiten! Aber habe ich sie mir zusammengereist, zusammengerafft die Abgrundseele? Ich war im Gestern und im Morgen, im Leben und recht weit im Tod, in Gott und selbstfroh im »wir«, in der beschlossenen Pflanze, im Tier. Da strömt mir eine Frage! »Bist du nicht selbst vollgesogen wie eine Biene mit dem Honig des Lebens, orgelt dir nicht jeder Sommer deinen eigenen Sinn, trägt dir nicht dein eigenes Land die Abgrundseele, vermag sie nicht nur für jeden aus dem eigenen Grunde zu blühen, – stehst du dir nicht selbst als Tor offen ins Unermeßliche!?!« Nein, schreit mein Erkennen! Mein Erkennen ist Sehnen und hermaphroditisch will es mit dem Unbekannten verschmelzen – dem Abgrund! – Alles andere halte ich tänzelnd auf spielenden Händen, -- mütterlich bin ich allem Erkannten (ja, aller Sinn liegt schon im Leben allein), aber dem Unbekannten, dem bin ich Geliebte! – Abgrund, – nach dir tasten meine Zehen, nach dir beben meine Finger, nach dir stürzt mein letzter Schrei! – –

□ □ □

Schlächtenlenker ihr! / von Karl Reschreither

Ihr sorgt dafür,
 daß ausfließe das Blut,
 daß klaffen Wunden, blutig Wunden,
 daß mit euch herrsche Not und Tod.
 Ihr kommandiert aus sicherem Hinterhalt
 mit Mut, »gesetzlicher« Gewalt,
 und Männer, die noch Kinder, knicken still
 zusammen, Amen.
 Euch rührt der Schmerz der Mütter nicht,
 ihr höllisches Gezücht.
 Ihr Henker, Mörder ihr,
 ihr sitzt beim Mahl,
 das Volk kaut Schutt;
 ihr achtet nicht den Samen in der Flur,
 bedacht auf euern nur
 in geiler Unnatur.
 Ihr Bestien, ihr erz- und herzverstockten,
 ihr richtet her die Menschen und die Welt,
 daß mir zu schelten euch
 die Sprache fehlt.
 Verduftet euch,
 verziehet euch,
 vermaledeites Pack!

□ □ □

Was gebührt dem Kriegsinvaliden, was ist er von der Gesellschaft zu fordern berechtigt?

(Grundlagen einer auf primitivsten menschlichen Gerechtigkeitssinnes aufgebauten Invalidenversorgung)

Von Richard Bruck

Eingedenk des alten Sprichwortes, daß allen Menschen recht getan eine Kunst, die niemand kann ist, weiß ich jetzt schon, daß diese wenigen Zeilen, denen nur die einfachsten Grundsätze menschlicher Gerechtigkeit zugrunde liegen, Einsprüchen und Anfeindungen von den verschiedensten Seiten ausgesetzt sein werden; und zwar umsomehr, als ich mich darin befeißigen will – die Zeit verlangt es – die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, die bekanntlich niemand gerne hört. Nachdem sich nämlich die gesamte Menschheit – ich bin nicht der erste, der diesen Ausspruch tut – leider dem Großteile nach entweder aus Trotteln oder Gaunern oder beidem zugleich in einer Person verkörpert zusammensetzt, während ein nur verschwindend kleiner Teil derselben aus charaktervollen, denkenden Männern besteht, denen die Grundsätze von Gerechtigkeit und Ethik sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen sind und die bislang aus dem einfachen Grunde das Maul gehalten haben und es leider auch ferner tun werden, um nicht zwecklos dem Gespötte des Pöbels und Mobs anheimzufallen, dessen hypertierischen Instinkte nur auf Diebstahl, Raub, Mord, sinnlos schadenfroher Sachbeschädigung und dgl. Gefallen finden. Wohin aber reiner Egoismus ohne einen Funken Altruismus führt und vielleicht bedauerlicherweise noch weiter führen wird, hat die Menschheit nie besser als gerade in diesen Tagen zu beobachten Gelegenheit.

Was den obersten Grundsatz der berechtigten Forderungen des Kriegsinvaliden an die Allgemeinheit betrifft, so läßt sich derselbe mit den drei Worten zusammenfassen: **Berechtigung zum Leben.** Diesen von den zwei hier in Betracht kommenden Gesichtspunkten: dem des Invaliden einerseits, des steuertragenden Staatsbürgers andererseits sehr dehnbaren Begriff möchte ich wie folgt formuliert wissen:

Der erste Anspruch des durch Verschulden des alten Regimes also des Staates in seiner Gesamtheit unfreiwillig um seine uneingeschränkte Existenzmöglichkeit gebrachte Kriegsinvalide ist, mögen die Meinungen im weiteren Detail

dieser Frage noch so weit auseinandergehen, unstreitig das Recht auf Schutz gegen Verhungern und Erfrieren, d. h. mit anderen Worten auf Verköstigung und Bekleidung. Der Ersatz dieses Anspruches durch eine angemessene Pension oder Abfertigung, auf die ein nicht unbeträchtlicher Teil von Invaliden teils berechtigter, teils unkluger Weise mehr Wert legen dürfte, käme als den Gegenstand komplizierter gestaltender Bestandteil der Invalidenfürsorgefrage erst in zweiter Linie in Betracht; daher wir uns zunächst mit dem ersteren wesentlicheren Teile der Frage, d. i. der Naturalverpflegung befassen wollen:

Wie einem alten Hunde vom Standpunkte reiner Menschlichkeit – er kann allerdings auch vertilgt werden, was beim Menschen, wenn vielleicht auch von gewissen »edlen Seelen« in Gedanken sehnsüchtig herbeigewünscht, weniger leicht möglich sein dürfte – für die vielen Schläge und Fußtritte, die er bei Lebzeiten bekommen, in seinen alten Tagen außer weiteren Schlägen und Fußtritten auch noch Futter bis an sein Lebensende gebührt, so gebührt auch dem Kriegsinvaliden das Recht, von den Steuergeldern derjenigen vor dem Verhungern geschützt zu werden, die während der effektiv nicht allzu kurzen Zeit von sage und schreibe nahezu viereinhalb Jahren, während welcher andere auf Kosten ihrer geraden Glieder und ihrer durch unsägliche Strapazen und Hunger zermürbten Gesundheit, es von Hausierern mit Wichsschachterln oder Hosenknöpfen bis zu mehrfachen Millionären gebracht oder sich zumindest ihr Wamperl schön rund ausgefressen und ihre Familienmitglieder mühelos wohlernährt haben, während Weib und Kind des im Felde gestandenen Invaliden an gleichen Orten im Hinterlande vor Hunger krepieren oder dahinsiechen konnten. Das ist aber nicht etwa ein Gnadenbrot, welches die Invaliden fressen, sondern die verdammteste Pflicht und Schuldigkeit jener Herrschaften ihnen gegenüber, die sollte ihr nicht entsprochen werden, sich noch bitter rächen soll und auch wird, denn die ewigen, ehernen und erhabenen Gesetze der Natur lassen mit sich nicht spaßen.

Bei der Begründung des Anspruches von Kriegsinvaliden auf Naturalverpflegung müssen wir zunächst die Kriegsinvaliden in drei bzw. vier Gruppen einteilen, und zwar :

1. in notorische Kriegskrüppel, das sind solche Invaliden, die zufolge Hieb- oder Schußverletzung oder Amputation

erfrorener Gliedmaßen um eine Hand, einen Fuß oder gar beide Hände und Füße oder um ihr Augenlicht gekommen oder ansonst schwer verkrüppelt worden sind und denen — nachdem dem Menschen bekanntlich nicht wie den Krebsen Extremitäten nachzuwachsen pflegen sollen — niemand bei Lebzeiten ihre tatsächliche, dauernde Invalidität abzuleugnen imstande sein wird. Ihnen gebühren — es mögen hierin die Ansichten geteilt sein — meiner Meinung nach einzig und allein die »Medaillenzulagen«,

2. zufolge andauernder Strapazen im Felde innerlich schwer Erkrankte,

3. leichterverletzte Krieger mit mehr oder minder gut verheilten oder noch im Heilen begriffenen Streif- oder Durchschüssen ohne zurückgelassene dauernde Lähmung des betreffenden Körperteiles, Verletzungen oder Verlust eines oder mehrerer Glieder eines Fingers,

4. die sich aus den Invalidengruppen 2 oder 3 rekrutierenden, angeblich ganz oder bloß teilweise geheilten, sogenannten »Simulanten« (Tachinierer).

Was die oben erwähnte erste Kategorie ausgesprochener Invaliden anbelangt, — mögen sich die diversen schön kolorierten Plakate über die mit Prothesen verrichtbaren Arbeiten, die sich an allen Ecken und Enden von der Weite auch noch so entfernt ausnehmen — so kann eine wirklich praktische Arbeitsfähigkeit bzw. Konkurrenzfähigkeit mit körperlich Gesunden im Kampfe ums Dasein, der hier erfahrungsgemäß allein maßgebend ist, so einem armen Teufel doch nur ein ausgesprochener Idiot oder Verbrecher zumuten.

Und bezüglich des gesetzlich durchführbaren Zwanges zur Arbeit für einen solchen Unglücklichen möge den betreffenden Herrschaften, die dafür stimmen, empfohlen werden, sich vorerst probeweise selbst eine Pfote oder ein Läufel abhauen und dann sich erst fragen zu lassen, wie sie nunmehr über diesen Gegenstand denken. Denn wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß sich unter Umständen ein solcher Krüppel, wenn er hiezu genügend Verstand, Mittel und vor allem Glück hat, sich noch eine recht annehmbare Existenz gründen kann, zur Arbeit kann und darf man ihn aber ebensowenig zwingen, als man dulden darf, daß er betteln, stehlen, einbrechen oder morden geht. Arbeitet er zur Verbesserung seiner oder seiner Familie Lebenslage, was in 99 von 100 Fällen mehr als

wahrscheinlich ist, nach Tunlichkeit und Möglichkeit freiwillig, so soll er hierin vom Invalidenamte in jeder Hinsicht unterstützt werden, tut er es aber in dem einen der hundert in Betracht gezogenen Fälle als geborener Faulpelz und Tagdieb nicht, nun gut, dann mag er, falls er sonst genügsam wie der alte Diogenes ist, sich nur ruhig auf seinem Strohsack oder einer Wiese so lange ausruhen, bis es ihm selbst zuwider wird, ohne dabei verhungern zu müssen. Hat er hingegen höhere Lebensansprüche, nun so mag er zusehen, wie er dieselben befriedigen kann, ohne dabei mit dem Strafgesetze in Konflikt zu geraten. Die Welt ist einmal nicht zu ändern und abgesehen von Diebstahl und Betrug, der ja bekanntermaßen so lange erlaubt ist, als man sich dabei nicht erwischen läßt, hat es ja schon zu Friedenszeiten Leute gegeben, die nur vom Kartenspielen lebten; ja es soll glaube ich sogar schon Leute gegeben haben, die einen Haupttreffer in der Lotterie machten, ohne sich jemals bei der Arbeit einen Fuß gebrochen zu haben.

Was die zweite Kategorie der innerlich schwer erkrankten Kriegsinvaliden anbetrifft, so zählen dieselben wohl zu den bedauernswertesten Geschöpfen, denn abgesehen von ihren, unter Umständen oft namhafte Verletzungen beträchtlich übersteigenden physischen Schmerzgefühlen, sowie der dadurch und durch rapide Kräftekonsumtion oft nahezu vollständig darniederliegenden Arbeitsfähigkeit werden sie, wenn nicht nebst mehr oder minder gründlicher Untersuchung ihr verändertes Aussehen einen sie länger kennenden einsichtsvollen Arzt – unter den Militärärzten gibt es nämlich im großen und ganzen, dies mag wohl der Beruf mit sich bringen, außer wenigen Bestien doch noch einige ganz patente Menschen – von der Schwere ihres Leidens überzeugt, selbst von der Mehrzahl ihrer Kameraden so lange für Simulanten gehalten, bis sie nicht durch »Austrecken der Patschen« das Gegenteil bewiesen haben. Unvergeßlich bleibt mir in dieser Hinsicht der gelegentliche Ausspruch eines Kameraden mit amputiertem linken Oberschenkel, also gewiß kein Beneidenswerter »Ich bin a Krüppel und hab' meinen Teil, aber mir is noch immer lieber als ich wär a Tuberer oder sonst a innerlicher Kranker«. Daß ein solcher zufolge langandauernder, oft kaum glaublicher Strapazen und Duldungen im Felde, schwer erkrankter Soldat, dessen einzige Rettung zur Fortfristung seines Lebens eine entsprechende Ernährung ist, nicht hungern oder gar verhungern darf, ist wohl mehr als selbstverständlich.

Was schließlich die dritte oder gar vierte der oben erwähnten Invalidenkategorien anbelangt, so soll auch sie bei nur einigermaßen gutem Willen zu irgendwelcher ehrlichen Arbeit vor dem Verhungern geschützt sein, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nicht nur dem, der fürs Vaterland geblutet, wozu unstreitig auch der Invalide der Kategorie 3 gehört, sondern auch demjenigen irgendwelche Anerkennung von Seite des Staates gebührt – denn ohne allen Grund ist noch keiner vor eine Sup. Kommission gekommen und dort für invalid erklärt worden –, der während einer Zeitspanne von über vier Jahren seiner Freiheit und bürgerlichen Existenz beraubt, für andere den Trottel machen mußte, denen der Krieg nichts weniger als schlecht anschlug und mit denen so Gott will hoffentlich noch abgerechnet werden wird. Nun gut und schön, werden mir da diejenigen, die mich nicht verstehen oder es vielmehr nicht wollen, einwenden, da wird sich halt jeder der vielen Invaliden erhalten lassen und nichts arbeiten. Daß dem aber tatsächlich nicht so ist, wird aus der hiedurch von selbst aufgerollten Frage über das Wie und Warum der von mir geforderten Naturalverpflegung des Invaliden klarstens hervorgehen. Was verstehe ich nun unter Naturalverpflegung? Doch offenbar wie jeder andere vernünftig Denkende: Derbe aber reichliche Hausmannskost von einer beim Militär (d. h. wenn es dabei mit rechten Dingen zugeht und nicht ausschließlich gestohlen wird) üblichen genießbaren Qualität mit der entsprechenden Ration Brot, an der zwar jeder Mann, ohne an seiner Gesundheit schaden nehmen zu müssen, sich ernähren – nicht unternähren – kann, ohne sich andererseits darum zu reißen, wenn er irgendwie etwas Besseres haben kann. Zweitens entsprechende kommißmäßige, jedoch unzerlumpte Bekleidung und Beschuhung, um die erfahrungsgemäß auch keiner dem anderen in geordneten Verhältnissen neidig sein wird, dem nur irgendwie Mittel zur Selbstanschaffung zur Verfügung stehen. Löhnung hat der Mann, der keinen wie immer gearteten Dienst versieht, nicht zu erhalten. Es bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, daß jeder ledige, daher meist subsistenzlose Invalide, der nicht zufolge seiner durch seine Gebrechen bedingten Erwerbsunfähigkeit oder Stellenlosigkeit dazu gezwungen wird, gerne auf diese Wohltaten Verzicht leisten wird. Verzichtet er aber darauf, das heißt ist er tatsächlich in der angenehmen Lage,

darauf verzichten zu können, indem der aus seiner Arbeit bezogene Verdienst nachweislich zumindest das Minimum des ortsüblichen Taglohnes überschreitet, nun dann hat er eben dafür, daß er überdies gegenüber den kasernierten Invaliden die Wohltat der den meisten erfahrungsgemäß nahezu unbezahlbaren Freiheit besitzt, gerechterweise mit Ausnahme auf die eventuelle Verwundungs- oder Medaillenzulage keinen weiteren Anspruch an das Ärar, es sei denn, daß er wieder stellenlos oder erwerbsunfähig wird oder daß seine Erwerbsfähigkeit eine den jeweilig ortsüblichen Taglohn unterschreitende Größe annimmt. Es versteht sich ferner von selbst, daß jedem Kriegsinvaliden außer dem Anspruch an kostenlose Beistellung und Instandhaltung aller erforderlichen orthopädischen Hilfsmittel für erlittene Verwundungen oder sich im Dienste zugezogenen Verletzungen, wie künstliche Extremitäten, Bandagen, Bruchbänder usw., auch noch im Falle seiner Erkrankung das Recht auf kostenlose Pflege in einem Militärspital, bzw. auf freien Medikamentenbezug und ärztliche Hilfe zusteht, worauf selbstverständlich auch jeder gerne freiwillig verzichten wird, der, sei es durch bessere zivile Krankenversicherung oder günstigere pekunäre Verhältnisse eben nicht darauf anzustehen braucht. Nun werden aber alle verheirateten sowie die vielen ledigen Invaliden, denen wegen der örtlichen Entfernung ihrer Arbeitsstelle von der Verpflegsstätte mit einer solchen Naturalverpflegung naturgemäß wenig oder gar nicht geholfen wäre, mit gutem Rechte Anspruch auf ein Äquivalent in Geld oder Geldeswert, d. i. auf Invalidenpension erheben. Seht, eben gerade hierin liegt der Hund begraben und drängt sich hier notwendigerweise im Interesse aller staaterhaltenden Bürger und selbst steuerzahlenden Invaliden die zweite Frage auf: **Wie muß diese Invalidenpension beschaffen sein, daß sich eben hierum auch niemand reißt, der darauf nicht unbedingt angewiesen ist? und das sind eben alle diejenigen, die, wie gesagt, an das Leben andere Ansprüche stellen, wie der alte Diogenes in seinem Fasse, und das ist der Großteil sämtlicher Invaliden.** Die Antwort auf diese Kardinalfrage der Invalidenversorgung ist leicht gegeben; sie lautet: **Die Invalidenpension darf ihrer Höhe nach unter keinem Umstande entsprechend den jeweiligen örtlichen Marktpreisen die Höhe des Geldäquivalentes für die Naturalverpflegung des Mannes überschreiten.** Da

nun aber die Verdienstmöglichkeit erfahrungsgemäß proportional der Nachfrage, also den Marktpreisen steigt oder fällt, so erscheint durch diesen Grundsatz an sich schon die soziale Frage der Invalidenversorgung ihrem Wesen nach zum Nutzen und Frommen der Allgemeinheit, d. h. sowohl der Steuerträger als der Invaliden selbst gelöst; indem bei prinzipieller Einhaltung dieses, sowie des seine Grundlage bildenden ersten Leitsatzes über Invalidenversorgung (die Art der Naturalverpflegung betreffend) einerseits jeder Invalide bestrebt sein wird, selbst zu verdienen, wodurch offenbar andererseits wieder die Steuerträger, zu denen er dann ja selbst gehört, in dieser Hinsicht nach Tunlichkeit und Möglichkeit entlastet werden.

Zur besseren Erläuterung dieses zweiten Hauptgrundsatzes einer nach jeder Richtung hin recht und billigen Invalidenversorgung kann ich nicht umhin zu bemerken, daß ich unter den »jeweiligen Marktpreisen« nicht etwa die derzeitigen Wucherpreise verstehe, die jetzt für Lebensmittel im Schleichhandel bezahlt werden, denn da würden die Steuerträger bei Berechnung der Invalidenpensionen nach dieser Grundlage schön übers Ohr gehauen. Diese Zustände sind an sich unhaltbar und werden sich bis zum Eintritt geordneter Verhältnisse mit Gottes Hilfe klären. Bis dahin aber, d. h. während der sogenannten Übergangswirtschaft, die an sich — es wird dafür von gewisser Seite aus schon das möglichste getan werden — noch hübsch lange dauern kann, haben als Norm für die Berechnung des jeweils durch den Staatsrat festzusetzenden mittleren Höchstwertes der Invalidenpension, der mathematisch ausgedrückt eine Funktion der jeweiligen Lebensmittelpreise darstellt, logischerweise die Selbstkosten der Verpflegung des Mannes im Invalidenheime zu gelten. Diese Selbstkosten setzen sich aber ihrerseits wieder aus den Einkaufspreisen der rohen Lebensmittel, sowie den Kosten für Brennmaterial, Bedienungsmannschaft, Beheizung und Beleuchtung zusammen und es wäre daher im Interesse der Allgemeinheit (Invaliden und Steuerzahler) am vorteilhaftesten, wenn eigene Einkaufsgenossenschaften bzw. eine Einkaufszentrale für Invalide mit verschiedenen Filialen ins Leben gerufen würde, deren Zweck es wäre bei Wahrung ihres Vorteiles als Großeinkäufer ihren Konsumenten, d. h. denjenigen Invaliden, die an Stelle von Naturalverpflegung Invalidenrente zu beziehen wünschen,

für billiges Geld die erforderlichen Lebensmittel liefern zu können. Nun das sind Details, die in das Arbeitsressort der Soldaten- und Staatsräte fallend hier nicht weiter auseinandergesetzt zu werden brauchen. Hingegen erscheint es mir hier ganz besonders hervorhebenswert, auf die erforderliche Einsetzung besonderer Menagekommissionen aufmerksam zu machen, denen es obliegt, die nach vorherigen Auseinandersetzungen die Grundlage zur Berechnung der Invalidenpension repräsentierende Normalverpflegung in den Invalidenhäusern, sowie die damit zusammenhängende Geldgebarung strengstens zu überwachen. Eine solche Menagekommission hat aus mindestens zwei, aus dem Kreise der in geistiger Hinsicht hiezu befähigten Invaliden, die in Ausübung ihrer Amtstätigkeit von den Soldatenräten in jeder Hinsicht zu unterstützen wären, sowie mindestens einem seitens des Staatsrates zu entsendenden Kontrollorgan zu bestehen und ist diese zur Vermeidung des Einreißens von Korruption irgendwelcher Art unter allen Umständen alle – oder höchstens alle zwei Monate neu zu wählen. Ihr Wirkungskreis hat sich im Falle des Ins-Leben-Tretens früher erwähnten Einkaufsgenossenschaften für Invalide, soweit als angängig auch auf die Kontrolle dieser Institutionen zu erstrecken.

Weiter kann gefolgert werden: Nachdem sich die gesamten Selbstkosten der Naturalverpflegung bekanntlich aus den Selbstkosten der hiefür zu beschaffenden Lebensmittel für die Invalidenverpflegsanstalt plus den gesamten Regiekosten der letzteren für ihre Fertigungszubereitung ermitteln, so ist es klar, daß beim einwandfreien Funktionieren des betreffenden Verwaltungsapparates noch immer ein Überschuß an Geldeswert zu Gunsten der lebensmittelbeziehenden Invaliden verbleiben wird, durch welchen ihnen ein Teil der Zubereitungskosten im eigenen Hause gedeckt erscheint, wohl gemerkt ein Teil sage ich, da ihnen die Beschaffung alles hiezu Erforderlichen im Kleinen mutmaßlich niemals so billig zu stehen kommen kann, als der Invalidenverpflegsstation im Großen. Die verbleibende Differenz zwischen den gesamten Fertigungszubereitungskosten im Privaten und den Selbstkosten für die Herstellung der Naturalverpflegung pro Mann in der Invalidenheimstätte hat eben der Selbstverpfleger aus eigener Tasche zu tragen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er dafür den Vorteil unbeschränkter Freiheit seinen kasernierten

Kameraden gegenüber genießt. Wer sich hiedurch jedoch benachteiligt glaubt, soll sich nur ruhig kasernieren lassen, der Invalidenfond wird hiedurch auch nicht um einen halben Heller zu Schaden kommen.

Ein Kapitel für sich würde vom Standpunkte des Menschen höherer Ordnung die Versorgung kriegsinvalidier Offiziere erheischen. Nachdem ich aber weder selbst Offizier bin, noch mit meinem beschränkten Untertanenverstande für den klassischen Ausspruch des Grafen Montecuculli: daß der Mensch erst beim Baron anfängt, das nötige Verständnis aufzubringen imstande bin, so kann ich diesen Gegenstand nur soweit berühren, als er die Interessen des allgemeinen Volkswohles angeht. Mag nun über die Verpflegung kriegsinvalidier Offiziere in besonderen Offiziersinvalidenhäusern noch wie immer gedacht werden (ich für meine Person wäre mit Rücksicht auf den alten Volks- und Wahrspruch, daß den, der sich unter die Kleie mengt, die Schweine fressen, im Interesse der Aufrechterhaltung militärischer Disziplin unbedingt dafür), nach dem obersten Rechtsgrundsätze eines freien Volksstaates (und ein solcher soll, so glaube ich, Deutschösterreich dereinst werden wollen): Gleiches Recht für alle, gebührt aber dem invaliden Offiziere (seine vielleicht angeblich durchschnittlichen »Mehrleistungen« im verlorenen Kriege ganz außer Spiel gelassen) meiner Meinung nach – ich bin durchaus noch kein waschechter Bolschewik – genau dasselbe als einer invaliden Mannschaftsperson; daher auf ihn die hier dargelegten Grundsätze über Invalidenversorgung unverändert Anwendung zu finden haben. Das erforderliche Plus zum »standesgemäßen« Leben müßte halt eben durch die bevorzugte Klasse »besserer Menschen« aufgebracht werden und wird es sich ja zeigen, ob hier Standesehre und Standesbewußtsein gleiches zu leisten im Stande sein wird, als seinerzeit in puncto Aussackelung des Volkes und sonstigem schamlosen Volksbetrug, mit dem es aber in fernerer Zukunft hoffentlich, wie der Wiener sagt, ein Eck haben dürfte, von den Steuerträgern kann und darf man aber eine derartige Mehrbelastung unter keinen Umständen verlangen.

Dies wären also in rohen Umrissen die Grundlagen für eine den Rechtsgrundsätzen eines freien Volksstaates in jeder Hinsicht entsprechenden Kriegsinvalidenversorgung. Auf weitere Details dieser Frage einzugehen fühle ich mich durchaus nicht berufen, insbesondere liegt es mir völlig ferne,

mich etwa meinen lieben Mitmenschen als Weltverbesserer aufdrängen zu wollen und so den Herren Spitzbuben und Gegnern jeder gerechten Sache Handhabe zu bieten, mich als Utopisten zu erklären. Mögen daher diese Zeilen den berufenen Soldaten-, Volks- und Staatsräten, sowie auch nicht in letzter Linie deren denkenden Wählern als Richtlinien dienen; sie weiter auszubauen und auszuspinnen ist eben ihre Aufgabe. Der zu gewärtigende Erfolg wird selbstverständlich in erster Linie von der hiefür aufgebrauchten Energie, sowie nicht minder von der Klugheit und steten Wachsamkeit der Wähler abhängig sein und gebe Gott, daß sich hierin nicht auch wie bisher fast immer das alte Sprichwort neu bewahrheitet: Die dümmsten Kälber wählen sich ihre Metzger selber.

□ □ □

Nach der Retraite / von Alfred Viktor Goebel

Die Betten klirrten,
 Wenn die abgehetzten Leiber
 Sich tastend in die strohgefüllten Säcke fügten.
 Die Blicke irrten
 Noch, wo arbeitsfreie Sinne
 Sich tief bereits in rote Zukunft schmiegen.

Und einer griff mit spliternackter Hand
 Ins Dunkel. Riß die starren Saiten
 Entzwei. Und schleuderte den weißen Brand,
 Das Urtlied schaalgeweinter Einsamkeiten.

Gell in die Scheiterhaufen uns'rer Sehnsucht,
 Daß ihr Triumph die Brust zu sprengen glaubte. --
 Bis alle Flammenfreude in der Endflucht
 Bedächtig wurde, zuckte, und verstaubte.

Draußen am Damm
 Auf grollenden Geleisen,
 Vorbei an grasgrünen Bahnsignalen
 Hämmerte es, mit tausend Lichtermalen,
 Mit tausend arglosen Menschen bepackt
 In die Falten der Nacht,
 In die Welt.
 »O! Unser Selbstsein!«
 Mit blutigen Preisen
 Bezahlt! Mit tausend Wahnidealen
 Verhängt! / Bis einst aus den ausgetrockneten Schalen
 Der Seele, ein Jubelschrei aufflackt:
 »O! Daß es vollbracht
 Ist!« und fällt. —

□ □ □

BÜCHERBESPRECHUNGEN

George Kuh: DAS WAHRE AMERIKA. Heft 36 der Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. Verlag Strache, Wien-Warnsdorf, K 1'50.

In dieser Arbeit gelingt es dem Verfasser vortrefflich, Amerika und seine Leute zu schildern. Die Charakteristik Wilsons scheint mir die richtige zu sein, ebenso die Schilderung der amerikanischen Presse und Politik. Kurz und treffend sind alle die Momente festgehalten, die Amerika zum Kriege drängten. Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und der ausgewachsensten Korruption hat die Demokratie. Kuh sagt es uns: Eine Demokratie ist Amerika, aber eine, die Minoritäten nicht achtet und keine Volkswahlen, sondern Präsidentenwahlen durch Wahlmänner kennt, und eine Demokratie weiters, in der die Macht des Kapitals, der Phrase und die Snobismen der Gesellschaft regieren.

Kuh kennt dieses Land und kennt seine Gesellschaft, das entnimmt man jeder Zeile seines sehr empfehlenswerten Buches, dessen Lektüre speziell jenen Schwachköpfen der deutsch-österreichischen demokratischen Republik Nutzen bringen dürfte, die sich darüber freuen, von nun an demokratisch eingesperrt und ausgebeutet zu werden.

Karl F. Kocmata

WANDERUNGEN, Gedichte von Hans Deutsch, Verlag Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), 1918, Wien.

Hans Deutsch kann etwas. Aus manchem Gedicht steigt die Melodie des Dichters in seinen vollen Tönen auf, aus vielen Zeilen flimmert kristallener Wellengang einer Menschenseele empor. Durch das ganze Buch geht ein Motiv: Sehnsucht. Und ohne heilige tief-schmerzliche Sehnsucht hat es ja nie einen Dichter gegeben. Die Verse sind wohl eine Auswahl von vielen Jahren. Neben unfertigen, an alte Größen anlehrenden Gedicht, sind Verse von seltenem Werte und heilig gefühltem Ausdrucksdrang. Am fertigsten sind die paar Gedichte aus dem zweiten Teile: Einsamkeiten. Hans Deutsch ist ein Werdender, knapp vor der Erfüllung. Echte Fülle strömt aus seinem Werk, langsam findet er seinen so eigenen Weg, klingender Rhythmus hämmert hell in seinen Werken.

Der Buchschmuck ist schön. — Trotz der Schwierigkeiten der Kriegszeit von vorbildlichem Geschmack.

Fritz Karpfen

Theodor Taggers „PSALMEN DAVIDS“) erweisen sich als notwendige Tat, als Bekenntnisverse durch den Wert von Gehalt und Form; eine seltene Einigung doppelten Fortschrittes.

Die wuchtenden Gedanken werden zu loher Flamme der unendlichen Liebe; bald ein leises Feuer der Demut, bald himmelbedrohende Glut. Die sinnliche Kraft der Anschauung verwirft jedes irdische Mittel; Worte, die sonst Mantel für Dinge oder dinglich Lebendiges bildeten,

weisen uns nun in fremde, neue, seltsam schon geahnte Landschaften der Seele. Wesen der Gottsehnsucht und Sinn inbrünstigen Glaubens erstehen durchaus anders und wiedergeboren. Alte Laute klingen wundersam voll und rauschen fernher, wie über allen Horizonten. Bekenntnis zur Verschwisterung des Alls, zur Bruderschaft Gottes, Trutzruf nach Reinheit und Güte aus dem Wirrsal der Endlichkeiten, all dies singt kostbar gewichtig wie ringendes, glockentönendes Gebet eines Einsiedels im romantischen Abendtale. Ja, Stimme, nur Stimme sind diese Verse, nicht mehr Schrift und Gelesenes! Nie mittelte das Ohr so ausschließlich eine Dichtung. Nie aber wurde verschwiegenstes Sehnen des Herzens auch so sehr wachgerufen. Ist man anfangs geneigt, Worte unserer Mystiker zu vergleichen, so muß man doch zugleich schon diesen Gedanken aufgeben aus der Einsicht, daß Mystik ja ein einsames, ureigenes Erlebnis ist, das junge Altäre ewiglich finden wird. Mühten sich vor Jahrhunderten ein Suso und Meister Eckhart vergeblich um Erweckung der Gläubigen: heute ist die Harfe der Seele schon reicher an Akkorden und Klangmöglichkeiten, heute rühren uns mystische Harmonien schon tiefer und vom Gottgeiste lebendig durchhauchte Hymnen sind der Not unserer heimlichen Stunden schon näher. Vor allem: Worte, die rein den Sinn atmen, nur Wesen sind, in nichts mehr Bild und Schleier, solche Urworte vermögen wir heute zu werten, zu fühlen und auszukosten.

Die Form also, die goldene Schale des Lichtes, ist untrennbar vom Willen, wie Himmel und Sonne. Flüchtigem, ungeübtem Lesen, das nicht Hören und Erleben zu werden vermag, scheint Formlosigkeit hier Gesetz geworden. Solchem Menschen mangelt Musikgehör und jegliches Anrecht auf Kunstwertung. Ernste, gutgewillte Leser denken an Zarathustra; falsch ist das: denn dieser ruft wie ein lauter Prophet, eifernder Prediger vor der Masse des Volks, hier aber tönt Stimme in der Wüste, Klang aus Nacht, Einsam, — fern jedem Gedanken an lauschende, gleich leidende Menschen. Eher nimm die Hymnen des Novalis, wenn auch dort noch das greifbar Sinnliche, das einzigartig Menschliche zu derbe Farbe trägt.

Nein, Taggers Form ist beispiellos: wie das Wort sich jeder Überlieferung und aller gewohnten Beigedanken zum Ausdruck des Wesens entkleidete, so wurde der Vers einzig möglicher Sinn des Gedankens! Jenseits all der alten und jungen Lehren von Psalmenmelodie und freiem Rhythmus schmiegen sich hier Seelenschwingungen in die Musik der Worte. Kein Vers, kein Klang könnte anders lauten. Du hörst und gibst dich ganz hin, und all die Gebete und Lieder werden dein eigen, in dir singt süß, blutschwer und heißwerbend tiefste Sehnsucht und alles Ewigkeitsverlangen. Dies Buch erlebst du — oder es gibt dir nichts, gar nichts!

Erfüllt ist bis in die letzte Möglichkeit Nietzsches Fordern: »Gut ist jeder Stil, der einen inneren Zustand wirklich mitteilt.« Der lyrische Stilcharakter ist derart subjektiv im Fichtischen Sinne, so zuinnerst romantisch nach dem Höchstwillen Fr. Schlegels, daß ihm unmittelbarer Übergang zur Auflösung in Töne innewohnt. Aus dieser innigen Verschlingung der reizsamsten Kunstwirkungen erquillt die stark anschauliche Sinnlichkeit, die Glut der im Wort verkörperten Gedanken.

Geistigste Willensvorstellungen werden sichtbar, fühlbar und ungeahnt bedeutungsschwer.

Eine Absicht, fremdes Willensleben zu beeinflussen, ist undenkbar; nicht zu leugnen ist hingegen, daß ein allen lyrischen Zartheiten offener Sinn unbedingt sich ganz erschließt und Dichtung, Kunst, eignes Erlebnis innigst zu Eins verschmilzt. Weil das Gedicht Stimme ist, wie sie in uns allen erwacht in nächtiger Stille, wenn die täglichen Ereignisse uns der Einsamkeit jäh überlassen, bloß und blutend, schutzlos preisgegeben unserer geistklaren Erkenntnis.

Kurt Bock

ANMERKUNGEN DES HERAUSGEBERS

Der Herausgeber des Ver! wurde von der kommandierten Mannschaft des Reservespitals Nr. 2 einstimmig in den Soldatenrat der Wiener Garnison gewählt.

Ver! wird sich nun voll und ganz in den Dienst der die neue Zeit bewegenden Ideen stellen: Auf daß der revolutionäre Geist in Allem und Jedem zum Ausdruck komme!

Das literarische Echo, Berlin, vom 1. Oktober d. J. weist auf das Arno Holzheft des Ver! (Nr. 20/21) hin, und zitiert einen Teil des Aufsatzes von Hans Blücher über Arno Holz.

Im Verlag der Zeitschrift *Natürlichere Heilmethoden*, Wien I., Bauernmarkt 11, erschien vor kurzem eine volkstümlich geschriebene Abhandlung, betitelt: Schutz gegen die Geschlechtskrankheiten! Verfasser dieses Buches ist Dr. Karl Panesch, eine Vorrede schrieb Professor Dr. Adamkiewicz, die Einleitung Professor Dr. Eduard Reich. Auf dieses Buch will ich ausführlicher zurückkommen.

Jene Leser des Ver!, welche an den ständig zu veranstaltenden Ver!-Abenden teilzunehmen wünschen, sind gebeten, ihre Adressen mitzuteilen.

JUNGER ITALIENER,

deutsch erzogen, der zur deutschen Bühne will, nach Aussagen berufener Persönlichkeiten von besonderem Talent, sucht Anschluß an vermögende Persönlichkeit, die ihm zur künstlerischen Fortbildung verhilft. Anträge vermittelt der

Verlag des Ver! Wien I., Stubenring 14.

Das Landhaus

Eine literarische Monatsschrift Herausgeberin Toni Schwabe

Bezugspreis vierteljährig **Mark 2.50.**

Proseurteile:

Wilhelm von Scholz im **Tag**: „Man empfindet, das es ein außerordentlich glücklicher und richtiger Gedanke war, der diese Zeitschrift des geistigen Friedens mitten im Krieg ins Leben rief.“

Berliner Börsenzeitung: „Das Landhaus vertritt einen ganz eigenen und einzigartigen Gedanken unter den heutigen literarischen Erscheinungen, indem es seine abseitigen Wege geht. Sein Inhalt ist nie „aktuell“, nie auf den Tag gestimmt. Es behandelt nur geistige Fragen, die unabhängig vom Tageslauf bestehen. Unter der Leitung und Mitwirkung Toni Schwabes bringt es eine vorzügliche Wahl wirklich guter moderner Literatur, pflegt neue Gedanken auf allen Gebieten, gibt vielseitige Anregungen und ist vor allem auf den selbstdenkenden Leser zugeschnitten.“

Die Post, Berlin: „Eine liebe feine Zeitschrift, wie sie viele gerade in dieser Zeit oft ersehnt haben, dar aller Aktualität und zeitgemäßen Inhalte, über der Zeit stehend und doch für sie geschaffen. In feinem Takt und geschmackvoller Auslese wirklich wertvolle Gaben bringend.“

Wer sich für die Richtung des „Landhaus“ interessiert, verlange den Prospekt dieser Zeitschrift, der anstatt Probenummer ausgegeben wird.

Das Landhaus Jahrgang 1917 als schöne Buchausgabe komplett geb. Preis M. 8.--
Jahrgang 1916 hiervon wird die Buchausgabe noch zum alten Preis von Mark 6.-- abgegeben.

Prospekte über weitere Erscheinungen des Landhausverlags, insbesondere auch Vorzugsausgaben stehen gern zur Verfügung.

Landhausverlag Jena

DRAMATISCHE BIBLIOTHEK UNSERE JÜNGSTEN

Unsere Jüngsten sind unsere Hoffnung. Und so wir in ihnen Entwicklung, Erfüllung oder gar die bezwingende Geste des geistigen Eroberers spüren, wollen wir Ihren Weg frei und leicht machen. Aber nicht alles ist uns wert, weil es jung ist. Doch so in ihnen die Kraft ihrer geschleuderten Arme bezwingt, so in ihnen Himmel und Hölle ist und Herz und Gedanke, wollen wir ihnen folgen und ihr Ziel berellen. Jetzt, wo der Moloch Krieg so viel Verheißung und geistige Kraft verschlungen, wollen wir doppelt achtsam sein auf werdende Keime und die Muttererde bestellen. Gewiß wird nicht alles hochschießen und nach den Gestirnen selber Stern werden und Flamme. Manche Verheißung wird ohne Erfüllung bleiben. Das darf uns aber nicht abhalten. Die Idee der Entwicklung zu ehren. Jedes dem Zufall preisgegebene starke Talent, das untergeht oder das Herz der Zeit nicht findet, um sich darin auszuwirken, ist eine Schmach der Zeit, die es geboren.

In dieser Bibliothek werden wir anfangen und für Bühne und Publikum programmatisch herausstellen alles, was uns an junger Kraft zugänglich und förderungswürdig erscheint. Diese Bibliothek ist also nicht die Gesamtheit schöpferischer Moderne, sondern nur Teil des Ganzen, der aber in dieser Gesamtheit gewiß nicht unwichtig oder uninteressant ist. Als erste Autoren und Werke sind erschienen:

- Bd. 1. LEO HERZOG, Schattentanz. Phantastische Tragikomödie in 3 Akten. Preis 2.50 Mk. broschiert.
- Bd. 2. CURT CORRINTH, Der König von Trinador. Ein Menschenspiel. Preis 4 Mk., geb. 5.50 Mk.
- Bd. 3. DIETZENSCHMIDT, Kleine Sklavin. Eine Tragikomödie. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5.50 Mk.
- Bd. 4. H. F. v. ZWEHL, Godiva. Eine dramatische Ballade. Preis brosch. 3 Mk., geb. 4.50 Mark.

In Vorbereitung befindet sich:

- Bd. 5. DIETZENSCHMIDT, Jeruschalajms Königin. Tragödie. Preis brosch. 3 Mk., geb. 4.50 Mk.

Ausführliche Prospekte durch den Verlag

OESTERHELD & CO. BERLIN W. 15

VERLAG DER BUCHEHANDLUNG RICHARD LÁNYI
WIEN I, KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben erschienen:

Kritische Fragmente

Aufsätze über österreichische Neukünstler

von

Arthur Roessler

Mit 68 ganzseitigen Abbildungen von Faistauer, Johannes Fischer, Gütersloh, Harta, Kokoschka, Kubin, Schiele, Ernst Wagner, Ambrosi, Hanak, Mestrovic, Štursa

Preis K 15.--

Die Luxusausgabe B (50, Expl.)

Auf Dokumentenpapier gedruckt, in vornehmen Halbledereinband

Vom Autor signiert K 48.--

Die Luxusausgabe A (50 Expl.)

Auf Bütten gedruckt, in vornehmen Ganzledereinband

Vom Autor signiert ca. K 129.--



Was Roessler in diesem eigenartigen Buche aus tiefer Kennerschaft und einer echten Liebe heraus, die auch das Zürnen kennt, bietet, da ausführlich, dort knapp, stets interessant und anregend, das sind Charakteristiken der jung-österreichischen Künstler. Es wird in diesem Werke zum ersten Male eine zusammenfassende Darstellung der neuen Kunst Österreichs gegeben. Dieses Buch ist ein Dokument von bleibendem Wert

Im Frühjahr 1918 erschienen:

Hans Brühlmann

Ein Beitrag zur Geschichte der modernen Kunst

von

Arthur Roessler

Mit 32 Tafeln auf Mattkunstdruck

Preis K 7.50

Diese Werke sind in allen guten Buchhandlungen vorrätig